

wäre? Gottfried Keller spielt einmal mit diesem Gedanken. Im allgemeinen werden wohl beide Werte in all ihrer Verwandtheit und Gegensätzlichkeit neben einander bestehen können, und gerade heut, wo das dichterische Bekenntnis oft schamlos, formlos, uferlos geworden ist, tut uns eigentlich wieder weniger Bekenntnis und mehr Kunst not.

Königsberger Kant-Stätten.

Von Ludwig Goldstein (Königsberg).

Es war einmal . . .

Eben hatte die weithin tönende Glocke der Löbenichtschen Kirche die vierte Nachmittagsstunde verkündet, als aus einem bescheidenen Häuschen der Prinzessinstrasse ein mittelgrosser, hagerer Greis mit wunderbar hellen, denkfrohen Augen, einem mächtig ausladenden Gedankensitz, eingefallenen, doch gesund geröteten Wangen und leicht hängender, etwas esssinnlicher Unterlippe heraustrat und sich mit sicherer Bedächtigkeit der Unterstadt zuwandte.

Das geschah alltäglich und mit solcher Pünktlichkeit, dass die Königsberger darnach ihre Uhren stellen konnten. Auf dem vorgebeugten Haupte des Alten sass über der zierlich in Lockenröllchen gestutzten und gepuderten Perrücke ein kleiner Dreispitz. Der Anzug war vornehm und à la mode, denn sein Besitzer war der Meinung, dass es besser sei, ein Narr in der Mode als ausserhalb der Mode zu sein. Die feingebaute Hand führte einen Rohrstock mit leuchtendem Knauf. Man kannte den alten Herrn. Spaziergänger zogen ehrfurchtsvoll vor ihm den Hut, und die Handelsfrauen, die mit „Geelmöhre önd Peterzöllge“ vom Haberberg hereinkamen, begrüssten ihn mit einem ehrlichen „Goden Dag ook, Herr Professor!“ — Der Herr Professor aber, der nie vergass, freundlich zu danken, ging an seinem Geburtshause in der Sattlergasse vorüber nach dem Philosophendamm, einer anspruchslosen Promenade, die von Gärten, Holzplätzen, Speicher- und Häuserreihen umschlossen war, und auf der Gelehrte und andere Leute schon seit einem Jahrhundert gewohnt waren, unter schattigen Bäumen ihren Gedanken nachzugehen.

Der Wanderer in dem seidengefütterten Leibrock, den grauseidenen Strümpfen und Schnallenschuhen ist auch den Königsbergern des zwanzigsten Jahrhunderts wohl bekannt. Ist es doch genau dieselbe Gestalt, die auf granitem Sockel unter den Kastanienbäumen nahe der Universität steht und mit lehrsamem Rechten den Liebespärcchen, die an den Sommerabenden zu den Füßen des Meisters sitzen, einen Vortrag über den kategorischen Imperativ hält. Was ist ihnen der Kategorische! Fragt sie aber ein Fremder, wen das Erzbild darstelle, so antworten sie, wie jeder Königsberger, mit Stolz: Immanuel Kant. Das Konterfei — Christian Daniel Rauch hat es geschaffen — ist gut und gibt einen unmittelbaren Begriff von dem lebendigen Kant. Nur könnte man sich nach dem Denkmal falsche Vorstellungen von der leiblichen Stärke und Grösse des Philosophen machen. Zwar war er kein verhutzelttes, an der Ofenbank vertrocknetes Allraun-

männchen, aber der Körper war doch gerade das Unbedeutendste an ihm, und gerade dieser — o Ironie des Schicksals! — musste es sich gefallen lassen, im Erzbilde gedehnt zu werden, um die Macht der immateriellen Idee zu versinnlichen. Solange man keine Freude an der plastischen Wiedergabe reicher Gehirnwindungen hat, sollte sich der Bildhauer bei Männern, deren Grösse allein auf geistigem Gebiet liegt, an Brustbildern genügen lassen und Lebensgrösse mit Hand und Bein den Feldherren und Fürsten vorbehalten.

Aber Leib- oder Brustbild — wir haben ein Ebenbild! Dagegen hat sich die Nachwelt unredlich bemüht, die Stätten, die der grosse Mann betrat, rasch vergessen und verschwinden zu lassen. Der Philosophendamm, auf dem Kant dem ewigen Frieden nachging, sieht heute ebensowenig philosophisch wie nach einem Damme aus; es ist eine der gleichgültigsten Strassen der Stadt der reinen Vernunft geworden, die nur den einen fragwürdigen Vorzug hat, sich in dem Rauch der benachbarten Bahnhöfe gut zu konservieren. Das Geburtshaus in der Sattlergasse ist längst durch einen jener Speicherbrände in Asche gelegt, die vor Erfindung der Dampfspritze für die Veränderung der Physiognomie Königsbergs so häufig sorgten, und das Kant gehörige Wohnhaus in der Prinzessinstrasse — nun, auch das war einmal!

Mir ist, als ob ich's noch mit leiblichen Augen sehe. Man stand in der Schosstrasse an einem eisernen Gitter, das den Passanten vor einem Fall in den ehemaligen Burggraben bewahren sollte. Hohe Bäume rauschten aus dem Grunde, wurzelstark und wipfelreich wie im Graben der Marienburg. Durch die Gucklöcher, die das Grün dem forschenden Blicke gelassen hatte, schaute man hindurch nach dem zweistöckigen idyllischen Häuschen mit den vorkragenden Balken und den kleinen Fenstern. Hier nahm sich das Kanthaus wirklich anmutig und altertümlich aus. Es teilte die Neckerei mancher stillen Grösse, von der Rückseite hübscher und interessanter auszusehen als von vorn. En face, in der Prinzessinstrasse, fiel es durch nichts auf als den kleinen Vorsprung, den es vor seinen Nachbarn sich herausnahm, und durch eine alte Inschrift über der Haustüre:

Immanuel Kant wohnte und lehrte hier
von 1783 bis zum 12. Februar 1804.

Der kleine Vorsprung vor der geehrten Nachbarschaft sollte sein Verhängnis werden, wie das ja auch so bei Menschen vorkommt. Eines Tages — es war im Jahre 1893 — kamen handfeste Leute mit Spitzhacke, Schaufel und Axt und hieben drauf los, um den alten Gelehrtsitz dem Boden gleich zu machen. Und es ging ihnen leider die Arbeit besser von der Hand, als manchen eben flügge gewordenen philosophischen Gelbschnäbeln, die mit ihren Spitzhäckchen an Kants geistigem Wohnhause herumhämmern und Viktoria schreien, wenn ihnen etwas Geröll auf die Nase purzelt.

Noch sehe ich das Wohnhaus — das wirkliche, das sich auch wirklich abtragen liess — an dem letzten Samstag, den es erlebte. Es befand sich bereits in einem sehr offenherzigen Negligé. Das Dach war schon fort; die Nachmittagssonne blinzelte schläfrig einen Kachelofen an, der sein altväterisches Haupt in die blaue Luft streckte, die er zum ersten und zum letzten Male sah. In den Parterreräumen waren schon die Fenster von

den Bauleuten ausgehoben, und von jenem Gitter der Schosstrasse aus sah man das warmblütige Leben in der Prinzessinstrasse pulsieren — wie durch einen gewaltsamen Schnitt in einen lebendigen Körper.

Als ich wieder kam, wuchs aus den Ruinen schon ein moderner Industriepalast empor, hoch und höher: ein Bazar für Bernsteinwaren und allerhand schöne Dinge, von denen sich Kant wohl nichts hatte träumen lassen. Wo einst Geistesperlen in kostbarer Fassung in die Welten und Zeiten hinausgingen, lockt nun das ostpreussische Gold — Tränen, welche die Vorzeitbäume geweint und die salzige See getrunken hat. Auch den Neubau ziert eine Gedenktafel:

An dieser Stelle stand das Haus,
in welchem Immanuel Kant wohnte und lehrte
von 1783—1804.

Aber wer von den Tausenden, die dort täglich vorüberhasten, bemerkt dieses bescheidene Denkmal der Pietät? Nur Kinder mit aufgeschlossenen, noch nicht abgestumpften Sinnen pflegen dergleichen zu sehen; die Erwachsenen sehen vor sich und heften die Blicke gern an den Boden. Gerade so erging es schon der alten Gedenktafel: man kümmerte sich nicht um sie. Auch war das Häuschen, in dem einst Kant wohnte, lehrte und starb, schon lange nicht mehr „Das Kant-Haus“, wie es früher schlechtweg und selbst in den Tagesblättern ohne nähere Angabe bezeichnet wurde, wenn es dort Stübchen zu vermieten oder etwa Ausstellungen falscher Brillanten zu bewundern gab. — Ja früher! Früher liess kein Fremder das Kant-Haus unbesucht. Und die Engländer schnitten sich in unbewachten Augenblicken von Tisch und Zarge einen Spahn ab, um bis an ihr Lebensende mit der Kritik der reinen Vernunft wenigstens materiell verbunden zu sein. Und als anno 1844 der Grundstein zum neuen Universitätsgebäude auf Königsgarten gelegt wurde, bewegte sich der Festzug durch die Prinzessinstrasse, die Teilnehmer entblössten vor dem Hause ihr Haupt und brachten in tausendfachem Vivat dem grossen Genius ihre Huldigung dar. Das war einmal. —

Für das Bewusstsein des lebenden Geschlechts war das Kant-Haus nur ein Haus wie andere mehr. Und es wäre schliesslich auch nur falsche Sentimentalität gewesen, wenn man, die „Träne der Rührung“ im trockenen Auge, viele Tausende für seine Erhaltung geopfert hätte. Was war denn noch aus der alten Zeit geblieben? Nicht viel mehr als ein alter Kasten, aus dem auch die feinste Spürnase nicht mehr den Duft weihevoller Erinnerungen herausgesogen hätte. Ja, wenn es so geblieben wäre, wie es war, — im Glanze der Kerzen, welche die Liebe der Königsberger ihrem grössten Mitbürger angezündet, oder wenn gar der schöne Traum von einem Kant-Museum, den in den Jubeltagen der Universität von 1844 mancher kluge Kopf träumte, verwirklicht worden wäre! Es war der geistvolle Nachfolger auf Kants Lehrstuhl: Karl Rosenkranz, der diesen Gedanken mit aller Lebhaftigkeit seines Naturels aufnahm und öffentlich vertrat. Wenigstens ein Zimmer des Hauses sollte nach seinem Vorschlage eine Grossrelique für den grössten Philosophen der Neuzeit werden. Da sollte eine Bibliotheca Kantiana Platz finden: seine Werke in allen Ausgaben, seine als Manuskript nachgelassenen Schriften und Briefe, die Übersetzungen seiner Bücher in fremde Sprachen, die Arbeiten über sein Leben und seine Lehre, seine Büsten und Bildnisse, sein Spazierstock, sein Dreispitz, ja sein Zopf!

Nun ist alles verzettelt, und Antiquare, die Altertumsgesellschaft, die Königliche Bibliothek und wohl auch Private teilen sich in den Besitz, soweit er überhaupt noch vorhanden ist.

Dass es so kommen würde, war lange vorauszusehen. Von dem Zeitpunkte an, da sich dicht neben dem Kanthause andere Gebäude erhoben, musste man sich sagen, dass es von den freundlichen Nachbarn über lang oder kurz erdrückt werden und seine Bedeutung verlieren würde. Es war nur so lange stark, als es allein stand. Rosenkranz, der aus allen Zufälligkeiten des Lebens eine blendende Perlenschnur von Ideen zu bilden wusste, hat diese ehemalige Isoliertheit des Hauses artig und symbolisch zu „erklären“ verstanden. „Der Philosoph,“ sagt er, „ist zwar die Universal-kopula der Bildung, der Mensch, der mit allen Existenzen Gemeinschaft macht. Aber er tut es zugleich auf eine eigentümliche, freie und selbständige Weise. Mitten in der Geselligkeit muss er eine reservatio mentalis im edelsten Sinne haben und sich nicht von herrschenden Vorurteilen anstecken lassen. Er muss die Kunst der geistigen Isolierung besitzen, um alles so fassen zu können, wie es an sich ist. So steht denn auch das Haus des Schöpfers der kritischen Philosophie zwar mitten in der Stadt, allein abgedondert für sich da. Es lehnt sich an keine Nachbarwand an. Kant glich einem Gendarmen, der immer darauf denken muss, gegen alle Welt eine ihn isolierende Sprödigkeit zu beobachten, der mit stetem Misstrauen gegen alle Erscheinungen, selbst gegen seine Verwandten und Vorgesetzten erfüllt sein muss, weil möglicherweise ja auch sie verdächtig sein könnten.“

Des spürsinnigen Hegelianers Wunsch, dass eine Strasse in Königsberg nach Kant benannt werde, ist in Erfüllung gegangen. Für das Museum aber, ja auch nur für die Erhaltung des Kanthauses hat die Pregelstadt doch nicht genug Verehrung übrig gehabt! Was würde Rosenkranz angesichts des Neubaus Prinzessinstrasse No. 3 sagen, er, der voller Überzeugung vor bald 70 Jahren die Worte schrieb: „Auf alle Fälle soll uns dieses Häuschen mit seinem idyllisch bürgerlichen Antlitz, mit seinem kleinen, beschaulichen Garten; auf alle Fälle soll uns die Wohnung, welche Kant der Vernunft begründet, und die Strasse, die er der Freiheit eröffnet hat, teuer sein. Wünschen wir, dass Preussen, um fortzuschreiten, von dem Zwillinge geiste Friedrichs und Kants des Grossen niemals abfallen möge!“

Kants des Grossen — wer nennt ihn heute so? Und damals war man mit dem Beinamen des Grossen noch sparsam. Das war einmal . . .

Kants letztes Haus ist ein eigener Anbau des Doms, die sogenannte Stoa Kantiana. Aber sie sieht nicht schön aus und befindet sich auch baulich in keinem erfreulichen Zustand. Da Königsberg an seinem grössten Sohne soviel gut zu machen hat, so wird vielleicht einmal der Vorschlag befolgt werden, Kant im Chor des Domes beizusetzen, damit er hier für immer mit den Grossen dieser Welt schlummere. Vom religiösen Standpunkt gehört Kant nicht hierher, wenigstens hat er dem Kirchenbesuch bei Lebzeiten nicht viel Geschmack abgewinnen können. Aber der Domchor ist nun einmal Königsbergs Westminsterabtei — der ehrenvollste Platz, den es einem Toten einräumen kann.